

Für meine Mutter Sarah Fabian-Baddiel,
die stets dafür gesorgt hat, dass sie zählt.

VORWORT ZUR DEUTSCHSPRACHIGEN AUSGABE

Es könnte Sie vielleicht interessieren, dass der ursprüngliche Titel dieses Buchs, in dem es darum geht, dass Menschen, die über die Diskriminierung von Minderheiten beunruhigt sind, sich über Antisemitismus weniger Gedanken zu machen scheinen, *Jews Don't Count* lautete. Doch dann bekam ich eine E-Mail meines deutschen Verlags Hanser, in der stand, man könne das Buch nicht *Juden zählen nicht* nennen. Der Verlag schrieb, man könne »in Anbetracht unserer Geschichte diese Worte nicht in großen Lettern auf ein deutsches Buch drucken«. Das ist keine linguistische Frage. Auch auf Englisch könnte der Titel als anstößig begriffen werden (und tatsächlich sorgte er auch für etwas Stirnrunzeln – auf Twitter schrieben manche, sie hätten Bedenken, ein solches Buch in öffentlichen Verkehrsmitteln zu lesen, für den Fall, dass jemand den Titel wörtlich nähme). Aber letztlich war ich – und war auch mein englischer Verlag – zuversichtlich, dass die Leserinnen und Leser (und selbst Menschen, die in der U-Bahn Seitenblicke auf die Lektüre anderer werfen) verstehen würden, dass der Titel ironisch gemeint ist; dass er eine Einstellung zum Ausdruck bringt, die das Buch hinterfragt und seziert, nicht empfiehlt. *Jews Don't Count* ist eine Enthüllung, keine Handlungsanweisung.

Warum also sollte sich dieses Verständnis nicht auf den

deutschen Titel übertragen? Ist es eine Frage der Einstellung? Womöglich – und mir ist bewusst, dass ich hier selbst in den Bereich des Stereotyps vordringe – haben es die Deutschen nicht so mit der Ironie. Oder, und das ist wahrscheinlicher, man kann in Deutschland nicht Ironie voraussetzen, wenn es um Antisemitismus geht. Vielleicht kann man in Deutschland gar nichts voraussetzen, wenn es um Antisemitismus geht. Im Hinblick auf den deutschen politischen Diskurs schrieb Han- ser mir auch:

Meldet sich ein Jude in einer Debatte zu Wort und bringt seine Meinung zum Ausdruck, verfallen die Menschen wie in einem Theater in Schweigen; es gibt nichts Schlim- meres, als Antisemit genannt zu werden.

Was eine Erklärung für die notwendige Titeländerung sein und oberflächlich auch als eine gute Erklärung betrachtet werden könnte. In Deutschland, gerade dort, will niemand als Antise- mit gelten, und wenn man bei diesem Buch nicht von Ironie ausgehen kann, zumal in der Übersetzung, dann ist der Titel *Juden zählen nicht* zu riskant.

Allerdings könnte diese Vorsicht nahelegen, dass es in Deutschland gar keinen Bedarf für dieses Buch gibt. Wenn alle dem Antisemitismus gegenüber – gestatten Sie mir an dieser Stelle etwas Jiddisch – *on shpilkes* sind, wenn alle Deutschen ständig Sorge tragen, die Juden aufzuregen, dann braucht es vielleicht gar kein Buch darüber, dass Juden nicht zählen. Nur dass mich, wenn ich mir den Satz noch einmal ansehe, der Ge- danke verstört, Menschen könnten *wie in einem Theater in Schweigen verfallen*: Er hat etwas Gestelztes und Förmliches,

etwas Unbewegliches. Weitere Gespräche und Lektüren über die Situation in Deutschland förderten einen seltsamen Zwiespalt zutage. Das Buch, das Sie in der Hand halten, handelt von einer Abwesenheit: davon, dass inmitten der Intensivierung der Identitätspolitik im progressiven Diskurs die jüdische Identität irgendwie übersehen wird. Doch in Deutschland sind Juden nie abwesend – außer natürlich in körperlicher Hinsicht. Aber der Umstand dieser körperlichen Abwesenheit und ihre historischen Gründe haben allem Anschein nach in eine Erinnerungskultur gemündet, zu der sich das Land selbst gratuliert – Deutschland beglückwünscht sich zu seiner eigenen Selbstaufopferung, indem es sich zum Gedächtnisweltmeister erklärt.

Das Problem daran ist, dass das der aktiven Einbeziehung jüdischer Identitäten in die Debatte um Diskriminierung und Rassismus vermutlich nicht förderlich ist. Natürlich ist das Lebendighalten der Erinnerung an Gräueltaten nötig und gut, aber es kann – vor allem, wenn all die Menschen, derer gedacht wird, und ebenso die meisten ihrer möglichen Nachkommen nicht anwesend sind – leicht in Erstarrung und Ritualisierung kippen. In diesem Buch stelle ich der progressiven Linken die Frage: Warum habt ihr die Juden vergessen? In Deutschland können die Juden offenbar nicht vergessen werden, aber es ist möglich, dass die deutsche Art der Erinnerung selbst eine Abwesenheit herstellt. Wir sehen das an der Formulierung »in Schweigen verfallen«. Schweigen, zumal eines, das von übermäßigem Respekt hervorgerufen wird, ist nichts Verbindliches. Das Schweigen im Rahmen von Gedenkveranstaltungen dauert im Normalfall eine Minute, und dann geht das Leben weiter.

Was bedeutet, dass in der modernen politischen Debatte – die nicht erstarrt oder ritualisiert ist, sondern sich schneller denn je verändert und immer mehr aktive Stimmen umfasst – in Deutschland noch immer das gleiche Problem wie früher besteht. Die Ehrerbietung gegenüber der Vergangenheit bedeutet nicht zwangsläufig, die Lektionen der Vergangenheit auf die Gegenwart zu übertragen. Die einzige Möglichkeit, das zu tun, besteht darin, die Annahmen über Juden, die deren Unsichtbarkeit in diesem Dialog noch immer fort dauern lassen, aufzubrechen.

Sie könnten sagen, ich wisse nicht, wovon ich rede. Ich sei kein Deutscher. Das Problem ist, ich bin es doch. Meine Mutter wurde 1939 in Deutschland geboren. Sie kam nur um Haaresbreite davon. Diese Geschichte wird in diesem Buch nur am Rande erzählt, aber sie steckt überall in ihm, auf jeder Seite. Dennoch – wenn Sie, die deutschen Leserinnen und Leser, wollen, dass Juden zählen, dann müssen Sie von mir aus nicht Gedächtnisweltmeister werden. Aber Sie sollten dieses Buch lesen.

David Baddiel, 2021

Ich werde Ihnen einige Beispiele für ein wiederkehrendes Phänomen nennen.

Dieses Buch hier ist ursprünglich im Verlag des *Times Literary Supplement* erschienen, also beginnen wir doch mit einem literarischen Beispiel. Im August 2020 veröffentlichte die britische Zeitung *The Observer*, neben ihrer Schwesterzeitung *The Guardian* das progressivste Mainstream-Nachrichtenorgan des Landes, eine Rezension von *Ameisig*, dem ersten Roman des Drehbuchautors Charlie Kaufman, aus der Feder einer Kritikerin namens Holly Williams. In ihrer nicht sehr positiven Besprechung kritisierte sie das Buch vor allem dafür, dass der Autor aus einer von Williams so genannten »Weißmännlich-cis-hetero-Perspektive« heraus schreibe. Mit anderen Worten offenkundig weiß, männlich und weniger offenkundig einem Geschlecht zugehörig, das weder trans noch nonbinär ist, und von heterosexueller Orientierung. Jeder, der einen Platz innerhalb dieses Gevierts von Eigenschaften besetzt, wird von jenen, nach deren Ansicht alle gesellschaftlichen Strukturen auf Macht basieren, als privilegiert betrachtet. Weiße männliche cis Heteros starten mit einem vierfachen Vorsprung ins Leben. Ein aus einer Weißmännlich-cis-hetero-Perspektive geschriebenes Buch wird von einer Zeitung wie dem *Observer*, die stets darauf aus ist, den kulturellen Diskurs

von diesem Geviert wegzuverlagern, routinemäßig hinuntergestuft werden.

Nun heißt der Erzähler von *Ameisig* allerdings B. Rosenberger Rosenberg. Zu Beginn des Textes schildert er, er habe einen »rabbinischen« Bart, ein »jüdisches Aussehen«; noch verräterischer ist vielleicht die Tatsache, dass er im Buch einmal eine Krawatte mit dem Slogan *100 % Koscher* trägt. In mehreren Fällen verhalten sich andere Figuren ihm gegenüber antisemitisch, setzen voraus, dass seine Verhaltensweisen mit jüdischen Stereotypen übereinstimmen, flüstern verstohlen »Jude«, wenn er einen Raum verlässt, oder schreien ihm ganz unverhohlen »Fick dich, du Hebräer!« entgegen. Doch in der Rezension des *Observer* wird weder sein Jüdischsein noch die allgemeine Frage des Jüdischseins im Roman angesprochen, obwohl er – danke, Kindle – siebenundneunzigmal das Wort »Jude« und sechzigmal das Wort »jüdisch« enthält. Und natürlich ist Charlie Kaufman selbst Jude.

Aber für Holly Williams hat offenbar nichts davon irgendwelche Auswirkungen auf B. Rosenberger Rosenbergs Weißmännlich-cis-hetero-Perspektive; keine Auswirkungen also auf seine privilegierte Position.

Hier ein weiteres Beispiel, diesmal von der dänischen Komikerin Sofie Hagen. In ihrem – sehr guten – Kurzfilm über Body Positivity aus dem Jahr 2019 stellt Hagen eine Liste der »am stärksten unterdrückten Menschen in der Gesellschaft« auf, eine Liste, die umfasst: »Schwarze Menschen und People of Colour, queere und trans Menschen, Muslime und Menschen mit Behinderungen«. Was in der Tat einen guten Versuch darstellt, das Terrain derer abzustecken, die viele Progressive als